

Kontingenz und Krise?

Bericht vom 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie,
6.-10. Oktober 2014 in Trier

Von Florian Süssenguth

Wo soziologische Antrittsvorlesungen gerne das paradoxe Moment ihres Anfangs thematisieren, inszenieren die präventiven Entschuldigungen der Autoren zu Beginn der jeweils folgenden Kongressberichte routiniert eine Krise der dreifachen Partikularität: die Notwendigkeit der Selektion jeweils einer aus mehreren parallelen Veranstaltungen, die Hervorhebung bestimmter Themen unter Ausblendung der Alternativen und die antizipierte Anfechtbarkeit ihrer getroffenen Werturteile. *Ex negativo* führen die Autoren so die methodologisch schon lange überwunden geglaubte Idee der naturgetreuen Abbildung der Tagungsrealität wieder ein, anstatt die beklagte Selektivität als Bedingung der Möglichkeit der linearen schriftlichen Form des Kongressberichts in einer Fachzeitschrift selbst stark zu machen. Die in den folgenden Bericht lose eingestreuten Twitterzitate treten damit nicht nur inhaltlich an die Stelle der früher gern eingestreuten Verweise auf Pausengespräche mit Kollegen als Seismographen der Grundstimmung des Kongresses, sondern sollen zugleich eine Form seiner Beobachtung andeuten, deren Selektivität sich deutlich von der vorliegenden unterscheidet.

Kriseninhalte treffen Kongressroutinen

Nach 2010 und 2012 verlangte das Rahmenthema *Routinen der Krise – Krise der Routinen* den Teilnehmern zwar deutlich erkennbar weniger inhaltliche Verbiegungen bei der Vorbereitung ab, befeuerte dafür aber mit Veranstaltungstiteln wie *Krisen des Sports – Sport in der Krise*, *Gedächtnis in der Krise – Krise des Gedächtnisses?* oder auch *Krise der Reproduktion – Reproduktion in der Krise* auch nicht unbedingt die soziologische Phantasie. Statt der im Rahmenthema angedachten reflexiven Verschränkung von Routine und Krise war in Trier dann eine saubere Aufteilung zu beobachten: Routine als Form des Kongresses, Krise als ihr Inhalt. Die Möglichkeit einer Krise des Kongresses selbst wurde nur ironisiert in Gestalt der Krisenroutiniers, den äußerst hilfsbereiten und kompetenten studentischen Hilfskräften des Kongresses, angedeutet, durch eine erstklassige Vorbereitung und Durchführung aber praktisch und – zumindest für den außenstehenden Beobachter – mühelos vermieden. Selbst der durchaus als Krisenexperiment lesbaren Architektur der Universität Trier wurde der Schrecken genommen. Nimmt man die Knappheit an Taxis und die daraus resultierenden gut gefüllten Busse zum Campus sowie das andauernde Trierer Regenwetter und den durch ein noch nicht ausreichend digitalisiertes Publikum ausgelösten Mangel an papiernen überregionalen Tageszeitungen hinzu, lässt sich die Atmosphäre einer soziologischen Klassenfahrt erklären, die sich auf diesem Kongress einstellte und auch Kommentatoren auf Twitter zu recht idyllischen Beschreibungen verführte.

Abbildung 1: Tweet: Plätschergeräusch HS3



Deutlich negativer machte sich aber inhaltlich die beinahe ausschließliche Beschäftigung mit Krisen bemerkbar. Legte das Themenpapier noch Wert auf die Frage danach, unter welchen Bedingungen eine Krisendiagnose plausibel gemacht werden kann und inwiefern diese Bewertung zwischen Akteuren durchaus widersprüchlich erfolgen mag (DGS 2014: 5 f), so wurden Krisen in vielen Beiträgen schlicht als gegeben vorausgesetzt und die Möglichkeit der Beobachtung von Routinen ganz verworfen. Der grandiose Abendvortrag des Trierer Historikers *Lutz Raphael* legte sanft den Finger in diese offene begriffliche Flanke des Kongresses, indem er am eigenen Fach den Krisenbegriff nicht nur in seiner erkenntnistheoretischen Dimension, sondern gerade auch hinsichtlich seiner mobilisierenden und Aufmerksamkeit generierenden Funktion rekonstruierte. Die mit dieser wissenschaftlichen Performanz des Begriffs einhergehende Gefahr seiner sinnentleerenden Inflation wurde in Trier von der Soziologie leider nicht immer erfolgreich vermieden. Der komplette Verzicht vieler Vorträge auf eine theoretischen Explikation ihres Krisenverständnisses fiel so gerade auf einem Kongress negativ auf, der ja nicht wie viele der vergangenen Kongresse den Blick nach außen auf bestimmte problematische und krisenverdächtige Themen (Ungleichheit, Transnationalisierung, Umwelt etc.) warf, um seine Kontur zu gewinnen. Das im Titel angelegte Spannungsverhältnis der Begriffe Krise und Routine hätte eine Chance sein können, die Produktivität facheigener Freiheitsgrade in der Beobachtung von Weltverhältnissen herauszustellen, gerade auch dort, wo sich Krisendiskurse ungehemmt und unwidersprochen vermehren.

Für *Stephan Lessenichs* Eröffnungsvortrag waren die Leitbegriffe des Kongresses vor allem die Leinwand, auf die er seine Skizze einer Externalisierungsgesellschaft – nicht unbedingt als eine neue gesellschaftliche Entwicklung, sondern mehr als aktualisierte Wiedervorlage einer soziologischen Perspektive – aufbrachte. Einzuüben sei eine relationale Perspektive auf soziale Ungleichheiten, die – in die Begriffe des Kongresses übersetzt – zeigt, dass die Routine der Einen gerade zur Dauerkrise der Anderen führen kann. Schön wäre es gewesen, wenn diese Verunmöglichung des Wegdenkens der negativen externen Effekte für andere im nicht nur inhaltlich, sondern immer auch fachpolitisch zu deutenden Eröffnungsvortrag nicht nur an den üblichen Verdächtigen der kapitalistischen Gesellschaft durchexerziert worden wäre, sondern der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie auch einen Blick auf die Verhältnisse im Inneren des Faches selbst gewagt hätte. Die negativen Externalitäten des soziologischen Betriebs für den wissenschaftlichen Nachwuchs wären eine gute Gelegenheit gewesen, das analytische und auch kritische Potenzial des Konzepts der Externalisierungsgesellschaft nicht nur deskriptiv, sondern auch performativ stark zu machen. In Trier war Letzteres dann aber der Verdienst der Mittelbau-Initiative *Für gute Arbeit in der Wissenschaft*, die den gesamten Kongress über mit einem Informationsstand vertreten war und auf der Mitgliederversammlung dem DGS-Vorstand – im geschlossenen Umschlag – einen offenen Brief mit der Forderung der Verankerung von Prinzipien für sozialverträglichere Beschäftigungsverhältnisse in den Statuten der DGS überreichte. Ebenfalls begrüßenswert ist die Anregung, die institutionelle Repräsentation des Mittelbaus in den Leitungsgremien der DGS zu stärken. Dies nicht zuletzt, da sich ihre Mitgliederstruktur eindeutig in Richtung der jungen Generationen verschoben hat und der Mittelbau in den inhaltlichen Veranstaltungen oftmals mit mehr Elan und Schärfe als manch arrivierter Professor Akzente setzte. Die mitlaufende Kommentierung des Kongresses auf Twitter war fest in der Hand des Mittelbaus und der Studierenden, auch wenn nicht verschwiegen werden soll, dass *Ronald Hitzler* gemessen am Aufwand eindeutig den größten Effekt erzielte.

Abbildung 2: Tweet: DGS – Willkommen Hitzler bei Twitter

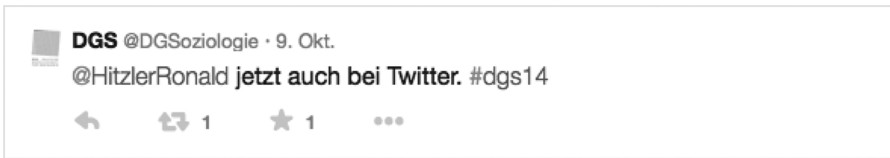


Abbildung 3: Profil Hitzler: 0 Posts, aber 24 Follower



Die Krisen der Kritik?

Dass die Krise der einen die Routine der anderen sein kann, war der rote Faden, der sich durch die von mir besuchten Veranstaltungen zog. Strittig war dagegen, ob es die Aufgabe der Soziologie ist, die Krisenhaftigkeit eines Gegenstandsbereichs zu enthüllen, oder ob es eher darum gehen müsste zu beschreiben, wie beide Deutungen zeitgleich in *einer* Gesellschaft möglich sind. Relevant war diese Frage der soziologischen Perspektive selten explizit, gelegentlich performativ, meist aber leider nur als Desiderat.

Das Plenum *Krise (in) der Öffentlichkeit?* näherte sich dieser Problemkonstellation zuerst über die Frage danach, in welchen Kontexten und für welche Beobachter die Effekte digitaler Medien krisenhaft werden. Während *Jörn Lamla* und *Carsten Ochs* von einer delegitimierenden Krise der Demokratie ausgingen, um den Nachhall der NSA-Affäre im politischen System in den Blick zu nehmen, lokalisierte *Sebastian Sevignani* im Informationskapitalismus den (routinierten) Erzeuger, im bürgerlichen Individuum den Betroffenen einer Krise der Privatsphäre. Im ersten Fall wäre es spannend gewesen zu erfahren, wie die Vortragenden die hohen Wellen der Snowden-Enthüllungen in den Massenmedien und in netzpolitisch aktiven Kreisen und die Routine des Regierungshandelns und die Irrelevanz des Themas an den Wahlurnen 2013 aufeinander beziehen. Der zweite genannte Vortrag dagegen illustrierte zwar eindrucksvoll den Warencharakter von Daten, mit der vorgenommenen Verortung der Motive für Überwachung in rein ökonomischen Gründen wurde aber gleichzeitig eine Perspektive darauf blockiert, wie andere Formen des Datenhungers – politische, aber wie auch am eigenen Fach zu erleben: wissenschaftliche – an diese ökonomisch hergestellte Beweglichkeit von Information

nach je eigener Logik anknüpfen können. Dass die Diagnose einer Krise einen elementarer Bestandteil der Plausibilisierung einer kritischen Soziologie darstellt, zeigte sich im Vortrag *Marek Czyżewskis*, der gerade im routinierten Umgang der Massenmedien mit Rechtsextremismus ein krisenhaftes Moment identifizierte, während *Udo Götlich* und *Jörn Ahrens* die Verhandlung von Krisen nicht auf die Welt der Gründe beschränkt wissen wollten, sondern Unterhaltungsformate als elementaren Bestandteil des gesellschaftlichen Umgangs mit Krisen stark machten. Aus dieser Perspektive heraus ist dann auch die Form der Kommentierung und Beobachtung des Kongresses auf Twitter zu lesen.

Abbildung 4: Tweet: Lindemann, Edeka, Hund

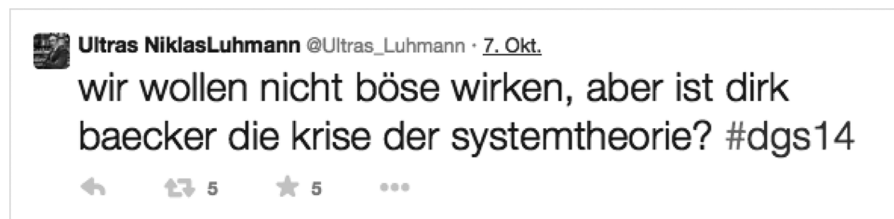


Es geht nicht, wie z.B. im vorliegenden Text, um die Wiedergabe und Einordnung von Argumenten, sondern um die Bildung eines Vorrats an unverbundenen Anekdoten und Erzählungen, die jenseits der referierten Inhalte die Fixpunkte zur Erinnerung an den Kongress herstellen. Twitter macht diese Form nur sichtbarer und – sehr praktisch für mich als Autor – komfortabel zitierbar.

Mit dem 37. Kongress haben sich digitale Medien aber auch endlich inhaltlich fest in den Veranstaltungen der Sektion Medien- und Kommunikationssoziologie etabliert, diesmal unter dem Thema *Mediatisierung von Protesthandeln*. Den meisten Beiträgen war allerdings eine gewisse Ratlosigkeit anzumerken, wie diese nun ja schon nicht mehr ganz so neuen Medien einzuordnen sind. *Christina Schachtner* zeigte so am Beispiel des Arabischen Frühlings zwar plastisch auf, welche Formen von Selbstbeschreibungen des eigenen Netzaktivismus in Interviews aktiviert werden, setzte dann aber die Aktivität in sozialen Medien mit politischer Teilhabe weitgehend gleich, ohne diese Verknüpfung demokratietheoretisch weiter auszubuchstabieren. Positiv stach der Vortrag *Luca Tratschins* heraus, der nachzeichnete, wie die Eigenlogik von Protestbewegungen und ihre Form der Selbstbeobachtung nun auch über digitale Medien erfolgt. Die dabei entwickelte Sensibilität für die unterschiedlichen Anschlussformen an kommunikative Ereignisse wäre auch im daran anschließenden Vortrag *Ricarda Drüekes* wünschenswert gewesen. Die Diagnose einer Trivialisierung des Twitter-Phänomens #aufschrei in der massenmedialen Rezeption hätte so an theoretischer Schärfe gewinnen können und über die – teilweise bereits deutlich differenzierteren – Überlegungen der Aktivistinnen zum Thema hinausgehen können.

Wird die Unsicherheit, sich tatsächlich für die interessanteste Veranstaltung entschieden zu haben, üblicherweise im Rückblick bei einem Kaffee mit Kolleginnen und Kollegen bearbeitet, stellt Twitter diese Vergleichspraxis auf Echtzeit um, auch hier mit der Tendenz zur Zuspitzung und zur ironischen Form.

Abbildung 5: Tweet 5: Baecker als Ende der Systemtheorie



Soziale Medien ermöglichen so eine ständig mitlaufende Beobachtung zweiter Ordnung des Tagungsgeschehens, in der es weniger darum geht, was *Dirk Baecker* vorgetragen hat, sondern dass man etwas Interessanteres verpasst hat. Denn die Sektionsveranstaltung der Medien- und Kommunikationssoziologie selbst endete mit *Friedrich Krotz'* eher fragwürdigem Plädoyer für die Rettung des Internet vor seiner Vermachtung, so lange das Zeitfenster dafür noch offen sei. Als Statement eines zivilgesellschaftlichen Akteurs wäre das sicher konsensfähig, soziologisch fiel die in dieser Krisendiagnose implizit angelegte politische Teleologie digitaler Medien aber weit hinter jeglichen state of the art der Zeitdiagnose, der Kritik und auch des Tagungsthemas zurück.

Die Möglichkeit der soziologischen Fundierung einer Idee von Kritik stand im Zentrum der Ad-hoc-Gruppe *Systemtheorie als kritische Theorie?*, deren Leistung es vor allem war, den verbreiteten Konservatismusverdacht gegenüber der politischen Soziologie Niklas Luhmanns in detaillierter Textarbeit zu entkräften (*Jasmin Siri*) und das Verhältnis von Kritik und Sichtbarmachung von Kontingenz zumindest angemessen zu problematisieren (*Maren Lehmann*). Weitgehend implizit blieben aber die praktischen Strategien des Einsatzes einer so von normativen Vorentscheidungen befreiten Systemtheorie. Gerade *Sven Opitz'* formal überzeugende Rekonstruktion von Parallelen des systemtheoretischen Personenbegriffs und später Foucaultscher Arbeiten zu Subjektivierung enttäuschte hier in der Diskussion über ihre empirische Reichweite. Als Beispiel für kritische Personalisierung den human loudspeaker der Occupy-Bewegung zu nennen, führte dann doch wieder die sehr erwartbare soziologische Bewegung aus, kritisches Potenzial primär im Subalternen zu verorten. Gleichzeitig blieb die Frage unbeleuchtet, unter welchen Bedingungen und zu welchen Kosten die theoretisch immer existierenden Freiheitsgrade des Verhaltens und der Nichterfüllung von Erwartungserwartungen von unterschiedlich mit Ressourcen ausgestatteten Personen genutzt werden können.

Michelle Lamont stellte dann genau die Frage danach, inwiefern Kontingenz in Gestalt von *orders of worth*, also multiplen Bewertungsmaßstäben zur Zuteilung gesellschaftlicher Anerkennung, als Ressource gerade in prekären Lebenssituationen verstanden werden kann. Die Form der als Teaser für drei eigenständige Vorträge konzipierten Mittagsvorlesung war etwas gewöhnungsbedürftig, aber in der Grundaussage klar: *Orders of worth*, also multiple Maßstäbe gesellschaftlicher Anerkennung stellen Repertoires zur Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen dar. In dieser Konzeption ist es dann die Verdrängung dieser heterogenen Wertordnungen zu Gunsten ökonomischer Kriterien, die über die resultierende Einschränkung der Freiheitsgrade bei der Bewertung sozialer Anerkennungsfähigkeit zu einer Abnahme gesellschaftlicher Resilienz und zu Krisenerfahrungen führen.

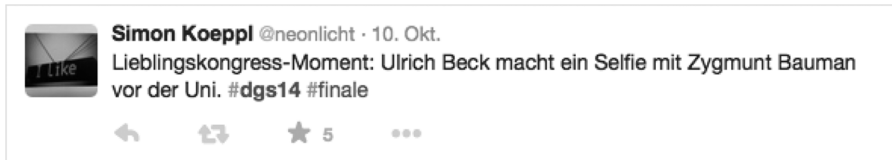
10. Oktober 2014 | 1. Januar 2015

Unter den großen Vorlesungen des Kongresses war es dann *Randall Collins*, der mit seiner Festlegung auf notwendige Rahmenbedingungen für den Erfolg von Staatsrevolutionen in seinem Vortrag über *tipping point revolutions* und *structural crisis revolutions* einen Kontrapunkt

zu den übrigen Perspektiven setzte, die sich weniger für die Zukunftsvorhersage und mehr für vielfältige Formen der gegenwärtigen Bewältigung offener Zukünfte aus soziologischer wie auch fachexterner Perspektive (*Susanne Baer*) interessierten.

Die Abschlussveranstaltung brachte dieses soziologische Selbstverständnis als gesellschaftlicher Begleit- statt Leitwissenschaft im positivsten Sinne mit der Verleihung des Preises für das soziologische Lebenswerk an *Zygmunt Bauman* und der von *Ulrich Beck* gehaltenen Laudatio noch einmal auf den Punkt. Im kollektiven Gedächtnis des Faches wird sie dennoch aus anderen Gründen und in anderer Form bleiben, als sie damals erlebt wurde und als sich in den begleitenden Tweets vom 10. Oktober 2014 zeigt. So stand die gesamte Kongresswoche unter dem meist nur angedeuteten Vorzeichen, die womöglich letzte Chance einer Begegnung mit *Zygmunt Bauman* nutzen zu wollen. Auf Twitter zeigte sich dann auch die Begeisterung für Baumans feinen Witz, mit dem er diese eigenartige Grundstimmung aufgriff und entkräftete. Wohlwollend wurde auch Baumans und Becks eigene Art der Dokumentation ihres Zusammentreffens auf der Höhe der Zeit registriert: ein Selfie, das meines Wissens selbst bislang keinen Eingang in die Weiten des Netzes fand.

Abbildung 6: Bauman/Beck-Selfie



Dieser Mangel wurde aber durch getwitterte Schnappschüsse aus dem Publikum schnell behoben. An diesem Freitag waren es dann aber vor allem Ulrich Becks kleine Seitenhiebe auf andere Theorietraditionen, auf die sich die Onlineaufmerksamkeit für die Laudatio konzentrierte und die Anlass zu kritischen Kommentaren gaben. Dass diese Tweets für heutige Betrachter unangemessen wirken, liegt nicht in ihnen selbst, sondern daran, dass sich die in Twitter angelegte Form des sozialen Gedächtnisses gegen die Einordnung und Lesart der Laudatio sperrt, die nach Ulrich Becks überraschendem Tod am Neujahrstag 2015 geboten ist: Sie wird dem Fach nicht als kleinteilige Theoriekritik in Erinnerung bleiben, sondern als letzte mahnende Adresse und als Aufforderung der Soziologie zu ihrer immer neu zu leistenden gesellschaftlichen Ortsbestimmung durch ihren prominentesten deutschen Vertreter Ulrich Beck.

Quellen

DGS (2014): Routinen der Krise – Krise der Routinen, Themenpapier zum 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 6. – 10. Oktober 2014 in Trier, online abrufbar unter: http://kongress2014.sozioologie.de/fileadmin/user_upload/kongress2014/Themenpapiere/DGS_2014_Themenpapier__2013-09-24__final-1.pdf, letztes Abrufdatum: 10.1.2015.

Florian Süssenguth
Alexander von Humboldt Institut für Internet und Gesellschaft gGmbH
Oberwallstraße 9
10117 Berlin
florian.suessenguth@hiig.de